

Ein alter Foliant erzählt seine Geschichte

Von Alexander Graf

Chidher, der ewig junge, sprach: ...
Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich desselbigen Weges fahren.
Rückert.

Liebkosend streicht die Hand des alten Bibliothekars über den endlich Heimgekehrten. Und schlägt ihn langsam auf und wendet Blatt um Blatt in leiser Sorge: ob er unversehrt, mit heilen Gliedern heimgekommen? — Ja, Gott sei gedankt, in unverblühter Schönheit liegt er da und breitet seine initialengekrönten Schätze vor seinem überglücklichen Betreuer aus. Nun hebt ihn der behutsam hoch und reiht ihn

wieder zwischen seine alten Nachbarn ein. Dann hält er stumme Zwiesprach mit dem ehrwürdigen Buch, kommt ins Sinnen und Träumen: Habent sua fata libelli — — Da hebt wahrhaftig der Kodex 69 zu reden an, als ob es knisterte im Pergament:

„Sei auch Du begrüßt, mein treuer Hüter! Du hast wohl recht, auch ich habe meine Geschichte und habe in meinem langen Leben gar manches gesehen. Bin weit gewandert, dann kamen viele Jahre voll Ruhe und Frieden und wieder Unruh und Wandern, jetzt bin ich mit Freuden wieder einmal zu Dir zurückgekehrt. Und weil Du mir so lieben Empfang bereitet hast, will ich zum Dank meinen Lebenslauf erzählen. Du kennst ihn zwar zur Hälfte längst, aber ich will noch einmal von vorne beginnen.

Du weißt, daß ich ein halber Ungar bin, ein mittelalterlicher DP, wenn Du willst. Aber ich trage zwei Seelen in meiner pergamentenen Brust, eine ungarische und eine steirische, und so erklärt sich mein zwiespältiges Gemüt. (Du wirst mich jetzt vielleicht einen Volksdeutschen heißen.) — Ja, wie es so gekommen ist? — Meine Ahnentafel reicht ins 11. Jahrhundert zurück. An meine frühesten Schicksale erinnere ich mich nur dunkel; bedenke, es sind meine ersten Kinderjahre!

Ein deutscher Bischof, Hartwig von Regensburg — er war vielleicht einst Kaplan am ungarischen Königshof — hat mit fleißiger Hand die Heiligenleben des ersten Apostolischen Königs Stephan und dessen Sohnes Emmerich (auch Heinrich genannt) in wohlgesetztem Latein niedergeschrieben; den Anlaß bot ihm die Heiligsprechung (1083) des großen Königs († 1038) und des Kronprinzen, der 1031 im Alter von 24 Jahren auf der Eberjagd tödlich verunglückt war. Ihre Leiber ruhen mit Ausnahme der unverwesten Hand des Königs — diese kostbare Reliquie wird in Budapest verwahrt — in der Kirche Eurer Ordensbrüder zu Stuhlweißenburg, der Geburtsstadt Emmerichs. Die älteste bekannte Abschrift der beiden Viten nun, um mehr als hundert Jahre jünger — das bin ich! Vielleicht war es ein ungarischer Landsmann, dem ich das Leben verdanke, aber weder er noch mein Ahn sind Vollblutungarn gewesen. So habe ich eben ein paar Mängel mit auf die Welt gebracht; die haben einiges Mißfallen erregt, als ich auf mir nicht erinnerlichen Wegen nach Ödenburg kam. Das kann ums Jahr 1400 gewesen sein.

In selber schmucker Stadt bestand eine ‚Capella sancti Spiritus in Supronio‘ und dabei eine fraternitas presbyterorum, ein Konvent der Fraterherren. Sie lebten, obwohl durch kein Gelübde gebunden, nach klösterlicher Art zusammen, um sich durch die vita communis gegenseitig in der Frömmigkeit zu fördern und den urkirchlichen Vorbildern

nachzueifern. In die Bibliothek dieser Kommunität war ich also gekommen, als schmächtiger Jüngling, der ich damals war. Unter den Konventualen fand sich gegen 1430 ein gewisser Martinus Oedenburger, der nun mein Bibliothekar und Beschützer wurde. Er sah meine Schönheitsfehler bald und rückte mir mit ungarischer Kosmetik zu Leibé. Mit vorsichtiger Hand brachte er an mir Verbesserungen und Einschübe an, die rein ungarische Dinge betreffen; denn er war ein eingebornes Landeskind, das die Geschichte, die Verfassung und alle Verhältnisse kannte.

Nun ficht meinen frommen Herrn plötzlich das Verlangen an, ein richtiger Ordensmann zu werden und hinter stillen Klostermauern seine Tage zu beschließen. Er wandert gegen Westen in die grüne Steiermark und, wohl im Gedenken an die Ruhestätte seiner Landespatrone Stephan und Emmerich, bittet er hier um das Kleid des hl. Bernhard, Eures Ordensvaters. Nach dem Probejahr legt er die feierlichen Gelübde ab und ist nun ‚professus Runensis‘. Als solcher ausdrücklich genannt, wird er noch im Jahre 1430 in Graz vom Seckauer Bischof Ulrich zum Akolyten und 1431 auf Schloß Seggau zum Subdiakon geweiht, wie es die Weiheregister der Bischöfe von Seckau bezeugen.

Jetzt aber höre, Freund! Mein entschlossener Steiermarkwanderer Martinus de Oedenburg, wie er sich auch nannte, hat mich damals, schmal wie ich war, unter seinem Mantel mit hierher gebracht! Durfte er — oder wollte er für die Aufnahme in Eure Klosterfamilie mich als Mitgift beibringen? Das ist das Stäubchen an meinem blanken Schild! Ihn selbst litt es aber nicht lange hier in den steirischen Bergen. War es der allzu strenge Abt oder Euer saurer Wein oder war es das Heimweh, das ihn vertrieb? Er hat mir sein Geheimnis nicht preisgegeben, nur seinen vertrauten Namen ließ er auf meinem Schutzblatt zurück. Noch im Jahre 1431, gerade als Ungarn St. Emmerichs 400. Todestag begeht, kehrt er nach Ödenburg zurück und die geistliche Brüderschaft nimmt den Reumütigen wieder in ihre Mitte auf — ich aber blieb als ‚versetzte Person‘ bei Euch zurück! Meinem Martinus wurde von seinem Ödenburger Obern ein anderes Amt übertragen — vielleicht um ihm eine neue Versuchung zu ersparen —, er hatte jetzt den Weinzehent für die Kommunität einzutreiben und ein säuberliches Register darüber zu führen. Sein Buch liegt im Stadtarchiv zu Ödenburg und Du kannst dort, wie an mir, seine Schriftzüge sehen.

In meiner neuen Heimstatt in Eurem altherühmten Stift stand ich nun oder lag ich eigentlich mit meinen 16 Blättern gar armselig neben meinen dickleibigen und sehr standesbewußten künftigen Kameraden, die schon auf eigenen Füßen stehen konnten. Daß ich trotz meiner schwachen Statur doch offenbar von einigem Wert war, gab meinem

neuen Hüter, Deinem ungenannten Vorgänger, den glücklichen Gedanken ein, hier Wandel zu schaffen und mich ansehnlicher zu gestalten. Er wählte aus den reichen Beständen seines Armariums drei mir geistesverwandte Nachbarn aus, zwei ähnlich schmalbrüstige wie ich und einen stärkeren, an den man sich schon gut und gern anlehnen konnte; dann eröffnete er uns, wir sollten uns zusammentun. Wir wurden zwar nicht lange gefragt, aber es war uns allen alles recht. So schlossen wir uns denn, zumal wir ungefähr gleichaltrig waren, willig zu einer engsten Kameradschaft für Freud und Leid in eins zusammen: eine Vita S. Remigii, die Historiae miraculosae, ein Liber visionum und ich armer Einwanderer aus Ungarn. Mit unseren 163 Blättern ergaben wir ein ganz stattliches Legendenbuch; manche unserer stolzen eineiigen Nachbarn haben freilich über den ‚Sammelband‘ weiter die Nase gerümpft. Als uns noch Abt Wolfgang, der gelehrte Bücherfreund, ums Jahr 1500 beim Buchbinder ein standesgemäßes festes Gewand mit feinem Zierat beschaffte, da wurden wir erst ein richtiger Kodex und allen anderen ebenbürtig. Wenn ich jetzt weiter von mir spreche, so tue ich es von nun ab im Namen unserer innigen Gemeinschaft. Zur vollen Rüstung hat man mich noch mit dem üblichen Bücherfluch gewappnet: „Hic liber est sancte Marie in Runa, quem qui abstulerit anathema sit.“ (Lächelst Du nicht, wenn Du an meinen Martinus denkst?)

Mein Leben ging nun den bei unsereinem gewohnten Gang; ich wurde von den Stiftsherren fleißig gelesen und kam immer mehr zu Ansehen. Einige Leser konnten es nicht unterlassen, ihre Namen an meinen Schluß hinzukritzeln, wofür Ihr ihnen heute dankbar seid: den beiden Brüdern Wolfgang und Christoph Seltenfroh und dem Michael Straßgyttl; auch ein Jakob Pardyesau de Gracz ‚legit in isto libro‘. Ins volle Licht aber haben mich erst viel später Wattenbach und Kaindl gerückt, als sie meinen ganzen Wert erkannt hatten, jener in seinen berühmten Editionen zur deutschen Geschichte, dieser in den Studien zu den ungarischen Geschichtsquellen. Wattenbach zählt mich (in Pertz' Archiv) unter den vornehmsten historischen Handschriften Eures Klosters auf, nennt mich in Scriptorum XI der Monumenta Germaniae als eine der Quellen für das Leben König Stephans und äußert sich, höchst ehrenvoll für mich, dazu wörtlich: „... sed melius scripta extat in codice Runensi“. Und endlich legen die Bollandisten in ihrem gewaltigen Heiligenkalender ‚Acta Sanctorum‘ ihrer Ausgabe der Emmerichlegende zum 3. November meinen Wortlaut zugrunde.

Ich eile zu Deiner Zeit herab. Du hast mich, als ich in Deine Obhut kam, von allem Anfang an zu schätzen gewußt, und doch sollte ausgerechnet ich Dein größtes Sorgenkind werden. 1930/31 feierten meine

ungarischen Landsleute den 900. Todestag St. Emmerichs in ihrer großartigen Weise; sie nannten es auch etwas vorgrifflich ‚Millennium‘. Einer Deiner ungarischen Ordensbrüder, der von mir und meinem Rang wußte, kam zu Dir gereist und bat Dich ganz flehentlich, mich für die Zeit der Festtage in meine Heimat zu entlassen; ich sollte die große Nationalfeier miterleben und selbst mitgefeiert werden. Nur schweren Herzens, das habe ich wohl gefühlt, hast Du von mir Abschied genommen; ich aber flog unter den Fittichen meines Landsmannes jubelnd dem geliebten Ungarland entgegen. Und dort wurde ich begrüßt und bestaunt wie noch nie in meinem Leben. Als ich dann, was meine kühnsten Träume nie gewagt hätten, als ältester Zeuge für St. Emmerich, zusammen mit der unverweslichen Hand seines Vaters, in der großen eucharistischen Schiffsprozession auf der Donau durch die Hauptstadt zog, da war der Triumph eines Buchdaseins gekommen, wie ihn nur wenige meiner Artgenossen erleben dürften. — Ich darf nicht vergessen, noch einen besonderen Umstand zu erwähnen: Meine zahllosen, allzu fleißigen Benützer in Eurer Klosterbibliothek hatten im Lauf der Jahrhunderte mein schönes Standeskleid beschädigt und zuletzt gar abgerissen, so daß ich am Ende wieder nackt stand wie einst. Damit ich nicht abermals in Ungarn Anstoß erzeuge, ließ mir mein Entführer dort ein leichtes, soweit hübsches Mäntelchen anpassen und ich konnte in Ehren zum Feste gehen. Nicht umsonst verehren die Ungarn den Mantelheiligen Martinus, der die Nackten bekleidet.

Längst war das Millennium mit all seinem Feuerwerk verrauscht; Du riefst mich heim, wiederholtest Deinen Ruf immer dringender durch ein ganzes Jahr. Aber keine Nachricht von mir! Denn ich — sei mir nicht böse! — ich hatte es gut; in prachtvollen Museen und Bibliotheken haben sie mich zur Schau gestellt und mir viel geschmeichelt. Ja, meine Bewunderer fingen an, immer öfter von älteren Rechten zu sprechen und mich als nationalen Heimkehrer zu betrachten. Du mußttest zuletzt gar mit diplomatischen Interventionen drohen, bis sie mich endlich bedauernd entließen und ich in meinem netten Overall wieder bei Dir ankam.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Aber jetzt war es uns leider nicht lange vergönnt, traulich beisammenzuhause. 1938 wurde ich plötzlich, von einem Tag zum andern, ‚deutsches Eigentum‘ und bald wurde auch Euer achthundertjähriges Kloster aufgelöst; wir mußten uns wohl für immer trennen! Es kam eine schwere Zeit für alle, auch für Dich und mich und alle meine Kameraden. Die Besseren von uns hat man in Kistensärge versenkt; ich war

natürlich unter den Auserwählten. Nun begann für mich erst die wahre Odyssee. Wir konnten unserem Schicksal dankbar sein: wir wanderten nach Graz in die steirische Landesbibliothek und fanden kundige, weitblickende Wächter; vor allen bot uns Direktor Dr. Julius Schütz herzlichen Willkomm in seinem Reich und versprach uns und all den Tausenden von Brüdern, die aus der grünen Mark zu ihm strömten, jede mögliche Sicherung vor den Kriegsgefahren, von denen die wenigsten unter uns Erfahrung besaßen. Er hat getreulich Wort gehalten. Keinem von uns ist ein Leid geschehen, indes unsere zurückgebliebenen Kameraden einem bösen Schicksal nach dem Kriegsende entgegensahen und ihm zum Teil auch zum Opfer fielen.

Das Auffallende und etwas Beunruhigende in unserem Grazer Leben war, daß wir immer wieder in neue Truhen gelegt wurden und nur zwischendurch so etwas wie das Licht des Tages, genauer gesagt Eurer modernen elektrischen Lampen sahen. Es geschah in unserem Interesse, daß wir zuerst in den unterirdischen Tresors des Raiffeisenverbandes, dann in den Tiefen der Eskomptebank und endlich hinter den Panzern des städtischen Verkehrsbüros geborgen wurden. Aber bald hieß es: „Meine Lieben, ihr seid hier in Graz nicht mehr sicher genug!“ Dr. Schütz und seine Mannen entdeckten bald beste Zufluchten für uns in einsamen Tälern und Burgen unseres Steirerlandes. Noch einmal wurden wir umgepackt und dann verließen ganze Regimenter meinesgleichen in 937 Kisten die Stadt, der schon die Bombengewitter der letzten Kriegsjahre drohten. Ich selbst sah mich in der Kiste Nr. 26 der Bücher-Völkerwanderung, also zu meiner Genugtuung immerhin in einer vorderen, vornehmen Reihe. Eng an meine neuen Schicksalsgefährten gepreßt, rollte ich, nun schon zum drittenmal auf Eisenbahnschienen, einer ungewissen Zukunft entgegen. Wir von Kiste 11 bis 43 fuhren ins Oberland, ins wildromantische Salztal; ein Sohn des hl. Benedikt, Dr. P. Heinrich Schmaus, der Pfarrherr von Palfau, hat uns in seinem gastlichen Haus das letzte Asyl gewährt. Das Endstück unserer Reise haben wir auf Lastautos, das allerletzte gar auf volkstümlichem Fuhrwerk zurückgelegt, und bis wir alle am 17. August 1943 im Oberstock des Pfarrhauses gelandet waren, hatte es unseren Reisemarschall Sellmeister viele Tropfen Schweiß gekostet. Hier nun verlebten wir zwischen himmelhohen Bergen die letzten Jahre des größten Krieges in ungestörtem Frieden; nur zuweilen sahen wir durch die Fugen unserer Särge hoch droben die Kriegsvögel fliegen und hörten ihr drohendes Gebrumm.

Endlich ging, gottlob, für Euch und für uns auch diese Zeit vorüber und wir wurden heimberufen. Hofrat Dr. Schütz ließ es sich nicht nehmen, uns Palfauer Flüchtlinge persönlich heimzuführen; nach einer Rast

im hochberühmten Stift zu Admont ging's in den letzten Maitagen 1946 mit Auto wieder herab in Eure mit Kriegswunden bedeckte Murstadt. Unterwegs erlebten wir noch eine Schrecksekunde: unser Wagen führte auf steiler, regenglatte Straße zuletzt noch ein Tänzchen auf und brachte uns samt unserem getreuen Eckart einen Augenblick lang in Lebensgefahr. Glücklicherweise, nahm uns zunächst die stählerne Gruft des Verkehrsbüros als einstweilige Gäste wieder auf. Schließlich hat man vieles von dem Zeit- und Kriegsbedingten verständigerweise abgestellt; so wurde auch ich mit meinen alten Brüdern wieder als klostereigen erklärt und Eurem wiedererstandenen Heiligtum zurückgegeben. Unser bisheriger guter Schirmherr gab uns frei — es hat ihn doch nicht etwa mein alter Bücherfluch erschreckt: „Hic liber est sancte Marie...“? O nein, er freute sich an unserer Freude, als er uns zum Abschied grüßte. Die Zeit und das Schicksal haben es gefügt, daß gerade Du, unser alter Freund, am 31. März 1947 uns durch das weite Stiftstor an unser heimatliches Plätzchen zurückgeleiten durftest.

Und so stehe ich wieder in meiner Reihe und Du hast mich wieder zu meinen verlorenglaubten Nachbarn gesellt. So Gott will, wollen wir alle nun im Frieden der Heimat bleiben für immer. Auch ich, der einstige Fremdling, bin ja durch die langen Jahre beinahe schon ein Ursteirer geworden. Nur Dir allein darf ich's gestehen, daß in der einen bewußten Kammer meines nur scheinbar fühllosen Herzens die Sehnsucht nach meiner ersten Heimat noch immer leise bebt. Ich habe Unvergeßliches dort erlebt und möchte wohl einmal mein liebes Ungarland wiedersehen!“ — —

Mit einem Seufzer verstummt der Vielgereiste. Die tiefe Stille weckt den Bibliothekar aus seinen Träumen. Er hat das letzte Wort seines Schützlings noch in den Ohren. Sanft streichelt seine Hand und milde lächelnd verspricht er ihm:

Und aber nach fünfhundert Jahren
M a g s t Du desselbigen Weges fahren!

„H. H. H. H. H.“

„H. H. H. H. H.“